Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 32 (1990)

Artikel: Sommerfreuden im alten Chur

Autor: Jecklin, Heinrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550607

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sommerfreuden im alten Chur

von Heinrich Jecklin
Bildauswahl und Legenden von Peter Metz

Der Sommer war, ist und bleibt wohl die Zeit der Badefreuden. Aber man durfte seinerzeit, so vor achtzig Jahren, diesbezüglich in Chur keine grossen Ansprüche stellen. Man war, abgesehen von Möglichkeiten weit ausserhalb der Stadt, auf die in heutiger Sicht primitive öffentliche Badeanstalt am Mühlbach im Sandquartier angewiesen. Dieses Unternehmen war 1870 als Aktiengesellschaft gegründet und 1871 in Betrieb genommen worden. In der Folge wurde wiederholt geklagt über das stete Rinnen des hölzernen Bassins, das oft nachgefüllt werden musste, was eine kältere Temperatur des Wassers zur Folge hatte. In finanzieller Hinsicht florierte die Sache nicht, im Februar 1876 erfolgte die Insolvenzerklärung der Gesellschaft, und es begann der Privatbetrieb der Badi auf dem Sand. Zu meiner Jugendzeit wurde das Etablissement von einer Frau Padrutt und ihrer Tochter betreut, welch letztere für Ordnung und gute Sitten sorgte. Die Anstalt wies damals zwei aus Holz gezimmerte Becken auf, ein kleineres für Kinder und Nichtschwimmer, und ein grösseres und auch tieferes für die des Schwimmens Kundigen. Zu jener Zeit war nur eine kleine Minderzahl der Einwohner Churs mit der Kunst des Schwimmens vertraut. Auf der Westseite der Bassins war an einer Holzwand eine Reihe Nägel zum Aufhängen der Keider vorhanden, und gegenüber befanden sich für finanziell besser Gestellte einige schüttere Kabinen.

Die alte Badi war, wie erwähnt, als standortgebundener Betrieb am Untertorer-Mühlbach gelegen, dessen Wasser von der Plessur abgezapft wurde, hinter dem Plessurfall beim Sassal. Wenn das Wasser der Badi grau war, so war es relativ sauber, war es gelblich, war es schon «angereichert», aber dafür wärmer. Zwischen dem Wasser des grossen und des kleinen Bassins bestand stets ein Farbunterschied. Bei letzterem war es stärker getönt, jedoch wärmer als beim grossen Becken. Man empfand es immer als warm, wenn man vom grossen Bassin herüberwechselte, obwohl es selten die Grenze von 18 Grad Celsius überschritt. Beim kleinen Bassin befand sich auf der Seite der grösseren Wassertiefe eine Bretterplattform, allwo man sonnenbaden und sich sogar duschen konnte. Hier auch übten die Adepten von Turnlehrer Prof. Masüger eifrig das Trockenschwimmen. «Immer ein Tropfen mehr und ein Tropfen mehr, und schliesslich ist man ganz im Wasser», pflegte er zu ermuntern. Vielleicht erinnert sich dieser oder jener alte Churer, der dort schwimmen lernte, wie er erstmals die «Bretterlengi» machte, bevor er im grossen Bassin seine Künste vervollkommnen durfte. Für Sonnenhungrige und Zuschauer befand sich in Form einer Betonplatte, «Absätzli» genannt, ein weiterer Platz an der Wand des unmittelbar angrenzenden Padrutt-Hauses. Eine Zeitlang schwammen im Wasser zwei Baumstämme als Schwimmhilfe für Anfänger. Diese «Plögger» wurden aber von den Buben oft in zweckentfremdeter Weise flach ins Wasser geworfen, sodass es gleich einer Fontäne hoch aufspritzte. Dieser Sport wurde

dann von Fräulein Padrutt aber wegen der ihm anhaftenden Unfallgefahr abgestellt, und die Stämme wurden durch Schwimmgurten aus Kork ersetzt. Die Anstalt verfügte sogar über ein Sprungbrett. Unter dem Jungvolk hatte es einen besonders Wagemutigen, der nachmalige Coiffeurmeister Paul Rommel. Er demonstrierte oft seine «Köpfler» vom Dach des dreistöckigen Padrutt-Hauses hinab ins grosse Bassin.

Der Eintritt betrug Irrtum vorbehalten, zwanzig Rappen für Erwachsene und zehn Rappen für Kinder und Jugendliche. Doch auch diese, heute läppisch erscheinenden Beträge erschienen damals manchen übersetzt, weshalb altbekannte zum Baden geeignete Stellen am Rheinufer ziemlich stark frequentiert wurden. So zum Beispiel beim «Felsberger Seeli», bei der Halbmil, bei den Zizerser Querdämmen, am Skalarip, auch Franzosentritt genannt, wo der sich in den Rhein ergiessende Oldisbach eine Bucht bildet, und bei der «Untervazer Gumpe». Der Anmarsch zu diesen Badestellen war allerdings recht zeitraubend, und da waren die Velobesitzer im Vorteil. Doch sie bildeten die Minderheit, denn der Besitz eines solchen Vehikels war nicht die Regel. Es war die Zeit, da sich die eine Ausnahme bildenden geübten Velozipedisten in einen Club zusammenschlossen und sonntags in geordneter Formation mit Signalhorn und Standarte über Land radelten. Der gemütliche Betrieb in der alten Badi vermochte aber den modernen Erfordernissen mit der Zeit nicht mehr zu genügen, und es entstand bald nach dem ersten Weltkrieg unter Förderung der Schwimmbadgenossenschaft nebenan eine für damalige Verhältnisse gross angelegte und modern ge-

Im Gegensatz zu den kalendarischen Angaben pflegt in Chur bei guter Witterung der Sommer schon in der zweiten Hälfte Mai seinen Einzug zu halten, und der Föhn vermag im Juni das Thermometer auf höchste Höhen hinauf zu treiben. Dann beginnt der Churer auszuschwärmen. Die nahen Maiensässe boten seit je für die wanderlustigen Familien ideale Ausflugsmöglichkeiten, wie etwa das Füllian, das uns auf der vorliegenden Abbildung in seiner einstigen Gestalt begegnet.

staltete neue Badeanstalt. Zur Freude der badelustigen Einwohner unserer Stadt, nicht aber zur Freude der geistlichen Führer der Theologiestudenten des Priesterseminars St. Luzi. Denn dieses liegt bekanntlich erhöht am Abhang des Mittenberges, und ausgerechnet in gerader Sichtlinie war nun unten im Sandquartier das grosse öffentliche Schwimmbad eröffnet worden. Nachdem böse Beispiele gute Sitten zu verderben pflegen, wurde befürchtet, dass die geistlichen Zöglinge bei ihren kontemplativen Exerzitien durch den, wenn auch sehr entfernten Anblick von Badenixen aus dem seelischen Gleichgewicht geworfen werden könnten und moralisch geschädigt würden. Und um solchem vorzubeugen wurde an der St. Luzi-Strasse unterhalb des Priesterseminars eine mächtige, die Sicht abschneidende Bretterwand aufgestellt. Das obligatorische Tragen dunkler Brillen wäre sicher billiger zu stehen gekommen. Die Wand ist längst wieder entfernt, nachdem sie vorher noch ein dankbares Sujet in einem Fastnachtsumzug abgegeben hatte.

Zu jenen Jugenderinnerungen, die sich mir besonders eingeprägt haben, gehören die Gartenfeste der Stadtmusik, welche zur Sommerszeit in Rohrers Biergarten oder im schattigen Garten der Aktienbrauerei veranstaltet wurden. Natürlich war es jeweils Sonntag, und sofern das Wetter schön war, marschierte kurz nach Mittag die Musik mit klingendem Spiel durch die Hauptgassen der Stadt um in Erinnerung zu rufen, dass das wichtige Ereignis nun gleich seinen Anfang nehmen werde. Eines solchen Mahnrufes hätte es sicher gar nicht bedurft, stand für jeden Familienvater doch seit Tagen fest, dass er mit Kind und Kegel das in der Zeitung angekündigte Gartenfest besuchen werde. Und ebenfalls seit Tagen war die Jungmannschaft brav gewesen und hatte darin gewetteifert, der Mutter bei ihrer Arbeit zu helfen. Andernfalls hätte man damit rechnen müssen, vom Besuch des Festes ausgeschlossen zu werden. Aber das kam nicht in Frage, man ging hin und belagerte das Podium, auf dem die Musik unvermeidlicherweise den Marsch «Alte Kameraden» von Teike, die Ouvertüre «Leichte Kavallerie» von Suppé und ein Schweizer-Lieder-Potpourri spielte, in einer Lautstärke, die dem grossen Biergarten angemessen war. Ab und zu aber kehrte man doch zum Tisch zurück, wo der Vater für seine Familie einen Platz eroberte, und wo er eine Portion Limburger Käse mit Kümmel in Angriff genommen hatte. Wir Kinder aber bekamen nebst einem Nussgipfel die herrliche Limonade, die Papa Studer in seinem geheimnisvollen Labor oben an der Sägenstrasse herstellte.

Zwischen den Tischen zwängten sich unablässig Mädchen durch und verkauften Lose, das Stück zu zwanzig Rappen. Eine besondere Attraktion dieser Gartenfeste war nämlich jeweils die Tombola mit dem Glücksrad, das die Treffer der Lose anzeigte. Besonders beliebte Gewinne waren die in blaues Papier eingehüllten Zuckerstöcke. Denn die Einmachzeit stand ja bevor, und damals hätte man es für unmöglich gehalten, die Konfitüre anders als mit Hilfe von Stockzucker einzukochen. Andere sehr geschätzte Gewinne waren die Schachteln mit Glyzerin-Seife und mit Bergmanns Lilienmilch-Seife. Diese beiden duftreichen Seifen galten seinerzeit als das Non-plus-ultra der Schönheitspflege. Im Gegensatz zu Glyzerin ist mir die Lilienmilch zeitlebens so ziemlich ein Rätsel geblieben. Die Nützlichkeit der Liliengewächse ist zwar nicht anzuzweifeln, gehören doch sämtliche Laucharten und der köstliche Spargel dazu. In Capeders «Flora für Chur und Umgebung» kann man nachlesen: Die weisse Lilie ist eine der schönsten Zierpflanzen und liefert mit Öl übergossen das Lilienöl (oleum liliorum alborum), welches als Hausmittel bei Brandwunden Verwendung findet. Liegt hier vielleicht des Rätsels Lösung?

Ab und zu wurde auch ein Waldfest am Rande des Fürstenwaldes veranstaltet. Wenn da die Musik durch die Stadt und dann die Loestrasse hinaus marschierte, schlossen sich unterwegs immer mehr Leute an, und schliesslich war es ein langer Festzug, der am Waldrand anlangte, wo sich alsbald ein frohes Treiben entfaltete. Der Fürstenwald erschien uns stets als ein Zaubergarten mit geheimnisvollem Geisterrauschen, ist doch in seiner Nähe das Sca-

Die älteren Semester begnügten sich damit, die Sonntags-Nachmittage zu einer fröhlichen Wanderung Richtung Masans und Trimmis zu benützen. Auf dem vorliegenden Bild sehen wir einige Vertreter des einst bekannten «Rüfe-Clubs», dem illustre Persönlichkeiten der Churer Gesellschaft lebenslang ihre Treue bewahrten. Sonntag für Sonntag trafen sich diese Freunde des Wanderns zum schwarzen Kaffee im «Lukmanier», um anschliessend ihr Wanderziel zu erstreben, als welches meist die alte Rüfe Obrechts in Trimmis zu gelten hatte.

läratobel, die Churer Sonderhölle. Und da blüht in Sommers Mitte halbverborgen im feuchten Moos rings um die Baumstrünke die wilde Zyklame, dieses wundersame Blümlein. Es gehört zur Familie der Schlüsselblumen, offiziell heisst es europäische Erdscheibe, die Deutschen nennen es Alpenveilchen, die Churer aber sprechen treffend vom «Hasenöhrli», denn die fünf Lappen der Blumenkrone sind zurückgelegt wie die Löffel beim Hasen. Doch zurück zum Waldfest. Dort gab es unter anderem herrlichen Zigeunerbraten. So zarten und saftigen Zigeunerbraten wie damals am Waldfest der Churer Stadtmusik habe ich zeitlebens nicht mehr angetroffen.

In Rohrers Biergarten gab es neben Gartenfesten noch ein Ereignis von ganz besonderer Anziehungskraft, nämlich eine Gala-Vorstellung des Zaubermeisters Professor Bekerelli. Er absolvierte jeden Sommer eine Tournée in den Kurorten des Kantons, wovon Chur profitierte. Man erzählte sich, dass der russische Zar ihm den Professor-Titel verliehen habe. Es scheint dies weder unwahrscheinlich noch abwegig. Hat doch auch der berühmte Clown Grock von der Universität Budapest den Doktor-Titel erhalten. Eine Zaubervorstellung von Bekerelli muss man gesehen und erlebt haben, eine Beschreibung könnte nur einen ganz unzureichenden, matten Bericht abgeben. Was da an Hokus-pokus mit lebenden Tauben, Kaninchen und weissen Mäusen über die Bühne ging, war unerhört, von all den Zaubereien mit riesigen Blumensträussen, farbigen Tüchern, Banknoten und aus der Pistole geschossenen Jasskarten gar nicht zu reden. Was Wunder, dass man sich zum Geburtstag oder zu Weihnachten, was zeitlich gerade näher lag, einen Zauberkasten wünschte, und so bin ich denn heute, nach achtzig Jahren, in der Lage, bei Kinderbesuchen mit einigen Hexenstücklein aufzuwarten, wobei natürlich die einleitende Zauberformel «Abrakadabra-Gaskandelabra» unerlässlich ist.

Eine weitere Attraktion, die sich manche Jahre hindurch jeden Sommer wiederholte, war das Auftauchen der Artistenfamilie Stey mit ihrer Freiluft-Arena. Auf dem an die Gäuggelistrasse angrenzenden, heute verschwundenen ziemlich grossen und teils mit Gras bewachsenen Platz vor der alten Stadt-Turnhalle wurde eine Bühne aufgestellt, auf drei Seiten von Zuschauerbänken umgeben, und über der Bühne ein Gerüst mit den verschiedenen Seilen und Trapezen für die Akrobaten. Auf der vierten Bühnenseite, gegen die Turnhalle hin,

«Duce» dieses Klubs, der fast ausschliesslich aus Veteranen des Männerchors bestand, war a. Postdirektor Meinrad Brütsch. Er war ein urwüchsiger Spassmacher, und ich vermag mich an ihn besonders deshalb lebhaft zu erinnern, weil er des Sonntags stets in seinem Frack zu lustwandeln pflegte.

stand eine grossmächtige Drehorgel. Vor Beginn der Vorstellung hielt Papa Stey jeweils eine kleine Ansprache, begrüsste das Publikum, und ersuchte die ausserhalb der Bankreihen stehenden Zuschauer, doch Platz zu nehmen oder sich wenigstens nicht zu drücken, wenn die Tellersammlung für Stehplätze stattfinde. «Denn», so schloss er, «jede Arbeit ist ihres Lohnes wert! Die Musik spielt noch ein Stück, und dann geht's gleich los.» Die Krönung jeder Vorstellung bildete das Besteigen des hohen Turmseiles, das von freiwilligen Helfern mit Haltestricken straff gespannt werden musste. Der Höhepunkt wurde jeweils erreicht, wenn Papa Stey persönlich das hohe Seil bestieg und dort oben halsbrecherische Bravourstücklein vollführte, etwa dass er auf einem Fahrrad das Seil überquerte oder ein Brillantfeuerwerk mit sich trug. Wer es nicht miterlebt hat, wie Papa Stey auf dem hohen Seil vor einem den Atem anhaltenden Publikum den Tod Andreas Hofers dargestellt hat, dem ist etwas an wichtigem Lebensinhalt verloren gegangen. Da stand er in Tirolertracht mit Rauschebart und der schweren Balancierstange mitten auf dem Seil und kommandierte: «Gebt Feuer!» Ein Knall, und er jammerte: «Ach Gott, wie schiesst ihr schlecht!» Dann sank er in die Knie und legte sich auf den Rükken. Kein Wunder, dass nach solcher Darstellung historischen Geschehens, dazu noch auf hohem Seil und mit bengalischer Beleuchtung, mit Erfolg zu einem besonderen Trinkgeld aufgerufen wurde. In den für Vorstellungen im Freien ungeeigneten Monaten traten die Mitglieder der Familie Stey offenbar unter Dach als Parterre-Akrobaten auf. So erinnere ich mich an eine ihrer Vorstellungen für Kantonsschüler in der Turnhalle auf dem Sand. Es fanden übrigens nebenbei bemerkt ab und zu an der Kantonsschule verschiedenartige Gastspiele statt. So sind ein Rezitator, ein Meisterpianist, ein Zithervirtuose, und sogar ein Entfesselungskünstler im Gedächtnis haften geblieben, die in der Aula des stolzen Konviktgebäudes auftraten. Doch zurück zum alten Turnhallenplatz. Noch vor dem ersten Weltkrieg kaufte die Stadt den westliche angrenzenden Baumgarten hinzu, und das ganze Areal wurde Stadtgarten getauft. Der früher im Park der Villa Caflisch beim Postplatz stehende, im Laubsäglistil gehaltene Pavillon wurde hinein gestellt, und es war die Meinung, dass darin Promenadenkonzerte stattfinden sollten, zur Freude lustwandelnder Churer. Einige Male konzertierte denn auch die Stadtmusik allda, aber das Ganze erwies sich in bildhafter Sprache als ein totgeborenes Kind, das sich im Sande verlaufen hat. Heute erinnern nur noch Namen wie Stadtgartenstrasse und Stadtbaumgartenschulhaus daran, und für jene, welche die alte Turnhalle mit ihrem freien Umschwung noch gekannt haben, ist die jetzige Überbauung ein betrüblicher Anblick.

Die Jahre nach dem ersten Weltkrieg hatten es vorläufig in sich, Lebensfreude war wieder

Trumpf. Nicht nur wurde von musikfreudigen Laien ein Unterhaltungsorchester unter der Leitung von Direktor Hietschold auf die Beine gestellt, es wurde auch durch ein Konsortium einiger Hotels und Restaurants ein Sommerorchester engagiert, das während der Monate Juli und August im Turnus in den betreffenden Lokalen zu konzertieren hatte. Unter Orchester darf man sich diesfalls kein grösseres Ensemble vorstellen, es war die Formation des Kaffeehaus- oder Salon-Orchesters, wovon drei Spezies zu unterscheiden waren: Wiener-, Berliner- und Pariser-Besetzung. In Chur handelte es sich um die bescheidene Wiener-Besetzung, bestehend aus Stehgeiger, zweite Violine, Cello und Klavier. In einem schmucken Heftchen war das Konzert-Repertoire aufgeführt, das für den Sommer 1920 nicht weniger als 327 Nummern an Unterhaltungsmusik aufwies, aufgeteilt in 65 Märsche, 37 Fantasien, 124 Salon-Stücke, 83 Tänze und 18 Potpourris. Nach meiner Erinnerung konnten in Voranmeldung ausgewählte Wünsche geäussert werden. Offenbar aber vermochte das Sommerorchester auf die Dauer hochgeschraubte Erwartungen nicht zu erfüllen, ich erinnere mich vage an bezügliche in der Presse ausgetragene Streitigkeiten.

«Im Frühsommer vereinigten sich oft Familien oder gemischte Gesellschaften zu den auch uns noch wohlbekannten Maiensässpartien. Dass dabei die vielgerühmte Kochkunst der Churer Frauen Ehre einzulegen suchte, braucht nicht gesagt zu werden, doch liess man es auch an geistigen Genüssen nicht fehlen; ein gefühlvoller Gast las etwa den in schwellendem Gras Gelagerten Vossens ‹Luise›, das Lieblingsbuch jener sentimentalen Welt, vor.» Solches war 1901 in einem im Druck erschienenen Vortrag mit dem Titel «Chur vor hundert Jahren» von Dr. Constanz Jecklin zu lesen. Die zur Tradition gewordenen Maiensässpartien von Familien mit Kind und Kegel, von Vereinen und befreundeten Gruppen waren um die letzte Jahrhundertwende also wie gezeigt beliebt und blieben es noch ein paar Jahrzehnte als bevorzugtes Sonntagsvergnügen. Immerhin hatten sie sich etwas gewandelt. Denn dass dabei die Kochkünste eine besondere Rolle gespielt hätten, muss ich aus meiner Erinnerung verneinen. Die Hausfrauen waren froh, für einen Tag nicht kochen zu müssen. Man füllte den Rucksack mit Bürli, Miggen, Salsiz, Landjägern, Wädli, hartgesottenen Eiern, Nussgipfeln, Schokolade und Kaffee in der neu erfundenen Thermosflasche. Und mancher Vater übte sein Kochtalent auf dem mit Metatabletten geheizten Aluminium-Kocher. Anstelle schöngeistiger Rezitation aber war handfesteres Vergnügen getreten. An schönen Sonntagen spielten nämlich auf den Maiensässen Nadig, Känzeli und Schönegg Ländlerkapellen zum Tanz auf. Natürlich trug man für die Maiensässpartie üblicherweise genagelte Schuhe, wenn möglich solche mit Kappennägeln aus der Nagelschmiede des Meisters Schilling in der Kupfergasse. Es gab aber welche, die wegen des alpinen Tanzvergnügens im Rucksack noch ein Paar ungenagelte Schuhe mittrugen, Sommer-Schlittschuhe geheissen. Auf dem Maiensäss Känzeli spielte Klarinettist Bassoli als Leader einer Kapelle zum Tanz auf. Er war eine stadtbekannte Figur. Wer kannte ihn nicht, der sich als Künstler fühlte und zum äusseren Zeichen die Haare in Locken auf die Schultern herabfallen liess? Da-

Auch die Jungen waren von froher Wanderlust erfüllt. Hier sehen wir den KTV auf einem seiner traditionellen Ausflüge, alle Teilnehmer in ihren weissen Turnhosen sowie mit dem Kittel ihrer Kadettenuniform samt Mütze.

Wer kannte ihn nicht, der einst an jedem Festlein, wie sie im Churer Leben schon früher häufig waren, mit seinem Zigeunerstand brillierte? Das war Vater Thomann, und wir Knaben liessen uns nicht nur von den Erzeugnissen seines Könnens, sondern auch von seiner fröhlichen Art stets anlocken.

mals musste das auffallen, heute wäre es weniger eigenartig. Weshalb seinerzeit echte und eingebildete Künstler mit Vorliebe die Haare lang wachsen liessen, man spricht ja von Künstlermähne und Künstlerlocken – ist mir eigentlich nicht ganz klar, vielleicht in Anlehnung an die Haartracht des göttlichen Apollon. Bassoli war aus Italien zugewandert und übte in Chur vorerst das ehrsame Handwerk eines Schneiders aus. Ob er ein guter Schneider war, weiss ich nicht, aber Klarinette blasen konnte er, das musste man ihm lassen. Seine Läufe und Triller waren ein musikalisches Brillantfeuerwerk, und wenn er ein Piano hinhauchte, liefen die Fensterscheiben an. Später wurde er erfolgreicher Versicherungsagent. Wie erwähnt, blies er nebenbei auf dem Känzeli rassige Tanzmusik, wobei sein Sohn auf der Bassgeige wahre Rhapsodien zum besten gab. Einmal erhob sich Streit, und als man handgemein wurde, gereichten dem armen Bassoli seine langen Haare sehr zum Nachteil.

Beim Aufstieg zum Maiensäss Schönegg konnte man den Weg über das Schwarzwaldtobel wählen. Dabei kam man an der Sauerquelle

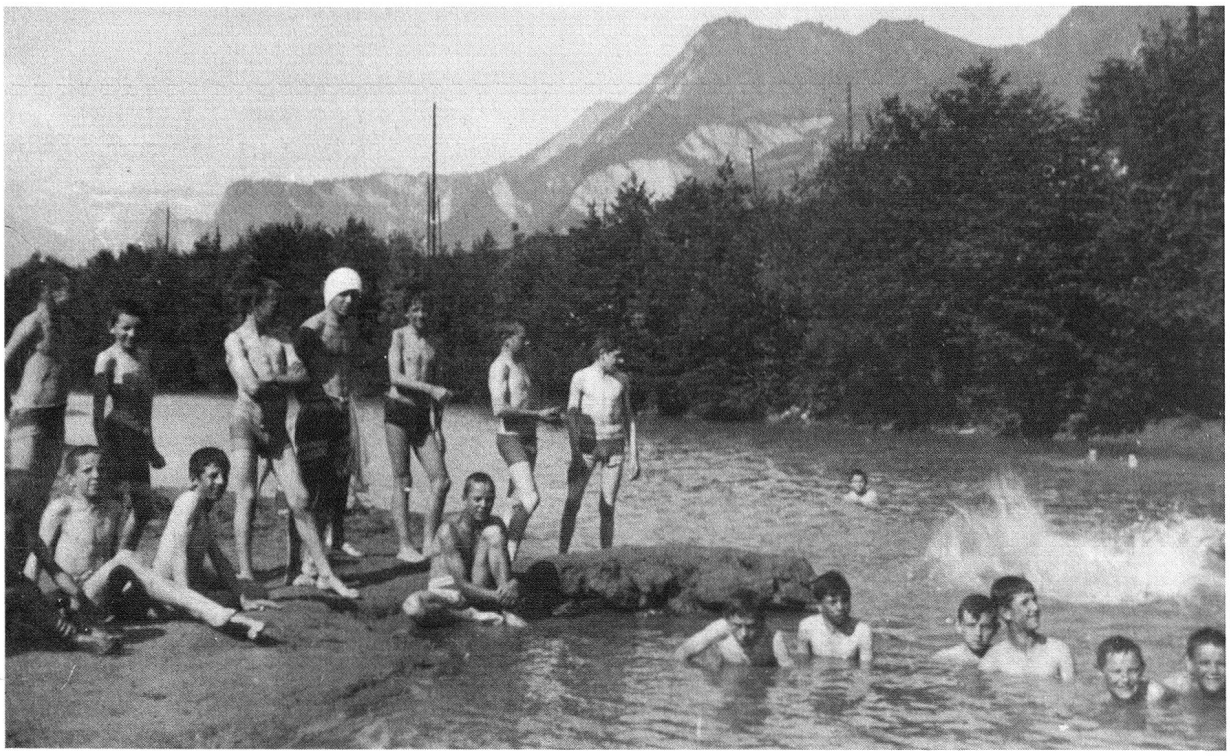
Die «Kolonisten» erfreuten sich des Badens im Heidsee . . .

. . . oder des Schifflifahrens, wenn das Wetter einem kühlenden Bad nicht zuträglich war.

vorbei. Und nun wird das heutige Jungvolk fragen: «Sauerquelle? Nie gehört, was ist damit?» Ostwärts des Maiensässes Schönegg befindet sich im Schwarzwald ein schluchtartiger Einschnitt. Man gelangte dahin, indem man von dem ab Rosenhügel zum Kalkofen führenden Waldweg bei der «Sixtusruh» links abzweigte und auf gut ausgebautem Weg in sanftem Anstieg bergan wanderte. In besagter Schlucht war ein Wasserhahn in den Felsen eingelassen, und wenn man ihn öffnete, entströmte ihm ein herrliches Mineralwasser, eben Wasser der Sauerquelle. Es schmeckte anders als Passugger oder Sassaler, ich möchte es aus der Erinnerung geschmacklich am ehesten mit dem Valserwasser vergleichen. Wie oft haben wir als Buben ein Leiterwägeli dort hinauf gezogen, beladen mit leeren Flaschen, die an der Sauerquelle abgefüllt wurden. Dieses Mineralwasser kostete also ausser dem Transport aus eigener Kraft nichts. Und man liess sich die Mühe nicht scheuen, obwohl Mineralwasser damals in der Stadt billig zu haben war. In der Löwenapotheke, die zu jener Zeit Depothalterin für Passugger war, bekam man gegen Abgabe einer leeren Flasche eine gefüllte für zehn Rappen. Das liegt allerdings an die achtzig Jahre zurück. Im übrigen konnte man Gratis-Mineralwasser auch im Sassal holen. Dort sprudelte die Quelle oberhalb des verlassenen und zerfallenden Kuretablissements und kein Mensch kümmerte sich darum. Aber der Aufstieg zur Sauerquelle am Pizokel war doch viel romantischer. Manche Besucher des Maiensässes Schönegg nahmen beim Abstieg den Weg über die Sauerquelle um dort ein paar vorsorglich im Rucksack mitgeführte Flaschen zu füllen. Heute ist die Sauerquelle durch einen Erdrutsch verschüttet; sie fliesst sicher noch, aber unzugänglich. Und auch der Weg dorthin sei nicht gut instand gehalten, so liess ich mir wenigstens berichten. So hat eben leider die Churer Sauerquelle das Los manch anderer Mineralquelle Bündens geteilt. Der Zufall hat mir vor nicht langen Tagen einen Zeitungsausschnitt aus dem Jahre 1899 in die Hände ge-

spielt, und da steht gross ein Inserat: «Castieler Wasser. Eisenhaltiger Natronsäuerling, analysiert durch den Kantons-Chemiker Prof. Dr. Nussberger in Chur. Infolge seines Gehaltes an Natron, Eisen, freier Kohlensäure usw. findet es Anwendung bei Erscheinungen des Magenkatarrhs, Erkrankung der Brustorgane, chronischem Blasenkatarrh, sowie bei Skrophulose usw. Ausserdem dient der Säuerling als kühlendes Getränk für Gesunde und Kranke. Erhältlich in den Apotheken und in Kisten bei Franz Casotti, Maladers.» Ich vermute, dass das Mineralwasser nicht direkt in Kisten gegossen wurde, sondern dass die Flaschen mit dem köstlichen Wasser in Maladers nur kistenweise bezogen werden konnten. Des weiteren möchte ich bezweifeln, dass haufenweise privatim mit einem Leiterwägeli nach Maladers gepilgert wurde, um dort Mineralwasser zu kaufen, das man ja am Pizokel in nicht grösserer Entfernung gratis fassen konnte. Wenigstens habe ich zu meiner Jugendzeit in Chur nie von Castieler Wasser sprechen hören.

An brütendheissen Tagen des Hochsommers fuhr der Spritzenwagen durch die Gassen der Stadt. Das macht er zwar heute auch noch, aber es ist nun ein motorisiertes Tankungeheuer mit diversen technischen Schikanen. Damals war es ein auf ein Fahrgestell montiertes riesengrosses Fass, und hinten spritzte aus einer mit Löchern versehenen, quer montierten Röhre gemächlich Wasser auf die Gasse, und das Ganze wurde von einem braven Rösslein, nach dem Aufkommen des Autos Habermotor genannt, gezogen. Und wir Buben liefen barfuss hintendrein und liessen uns die Füsse duschen. Da konnte es allerdings passieren, dass man etwa in Rosspollen hineintrat, aber das wurde ja automatisch wieder abgewaschen. Aus dem Umstand, dass der Habermotor durch das Auto verdrängt worden ist, sind

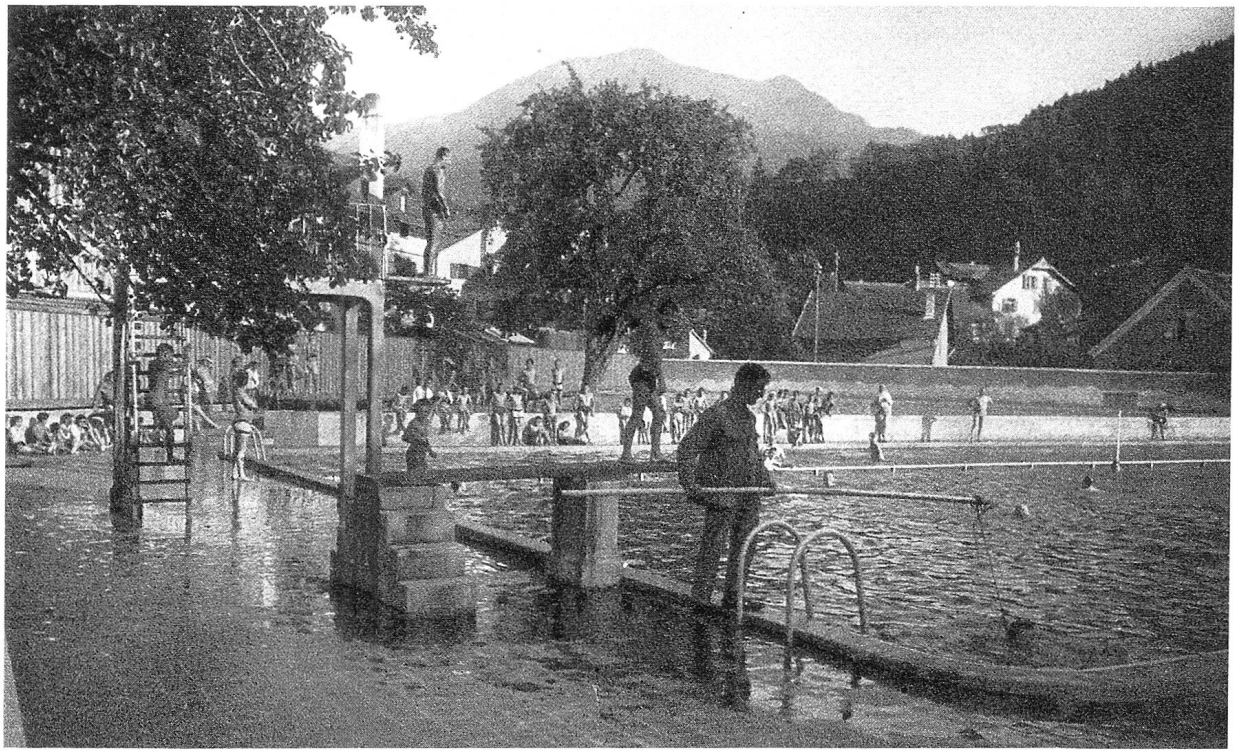


Die Jungen, welche keine Höhenferien genossen und gleichwohl sich erfrischen wollten, suchten die Halbmyl auf, wo sie ideale Bademöglichkeiten vorfanden. Damit war es freilich seit dem Jahre 1927 Schluss, denn durch das gewaltige Hochwasser dieses Jahres wurde die Rheinsohle um rund 2,5 Meter abgesenkt, wodurch auch der Grundwasserspiegel entsprechend vertieft wurde, womit die einstigen Tümpel verschwanden.

Paul Bühler: Einzug der Kadetten durchs Obertor, kolorierte Federzeichnung

gar mancherlei Konsequenzen erwachsen. Da mag einmal darauf hingewiesen werden, welch gewaltige Umstellung das Verschwinden des Pferdes und damit der Rosspollen für die Churer Spatzenwelt mit sich gebracht hat. Eine wichtige Nahrungsquelle ist ihr entzogen worden, denn es hatte im Ausstoss des Habermotors immer noch nahrhafte Residuen. Es wäre dies gewiss ein dankbares Thema für die Verhaltensforschung, denn die Spatzen mussten sich doch irgendwie umstellen, oder sind sie ausgezogen? Ich würde es für möglich halten, dass wir in der Stadt heute weniger Spatzen haben als früher. Dafür haben wir den Gestank der Autos. Ich denke an jenen für das Mistbeet des Gartens Rosspollen sammelnden Buben, der den ersten Autos in gerechtem Zorn nachrief: «Stinken könnt ihr, aber Rosspollen machen könnt ihr nicht!» Aber haben die Pferdefuhrwerke nicht auch etwa gestunken, zumalen im Sommer? Wer weiss noch, was ein Bremenkessel ist? Er hing an der Wagendeichsel, und in seinem Innern glühten und

Gänzlich abhalten von ihren Badefreuden liessen sich die Churer Burschen durch das Verschwinden der Grundwassertümpel an der Halbmyl nicht: sie wandten sich einfach dem Rhein zu und oblagen in ihm ihren Schwimmkünsten. Aufnahme aus dem Jahre 1923.



Im Jahre 1923 wurde die Badi auf dem Sand eröffnet, so dass die Churer Jugend fortan sich hier tummeln konnte, wenn auch zuverlässig beaufsichtigt von Bademeister Berni Rohr, den wir hier beim Schwimmunterricht erkennen.

Und dann hielten des Sommers im früheren Chur die Tingeltangel ihren Einzug. Ihr damaliges Wirken spielte sich bei der Blechwalze nahe beim Bahnhof ab, wie wir dies auf der vorliegenden Aufnahme erkennen.

motteten Lumpen und Ambulasch. Das erzeugte einen beizenden Rauch und dazu einen infernalischen Gestank. Verständlich, dass Fliegen und Bremen auszogen, die Rösslein aber mussten ausharren. Und doch war vermutlich der Bremenkessel im Vergleich zur Fliegenplage das kleinere Übel. Heute würde man den Bremenkessel vermutlich durch eine automatische Spraydose ersetzen.

Die schwerwiegendste Konsequenz, die das Verschwinden des Zugpferdes mit sich brachte, ist zweifellos das Aussterben einer ganzen Berufsgruppe im Stadtbild, nämlich Hufschmied, Wagner, Wagenschmied, Pferde- und Wagen-Sattler. Wie oft standen wir Buben des Untertorquartiers im Hof des Planaterra-Areals und bestaunten die Kunst des Hufschmieds. Und es steht ausser allem Zweifel, dass es eine hohe handwerkliche Kunst ist, dem glühenden Eisen auf dem Amboss mit kräftigen Hammerschlägen die schön geschwungene Form des Hufeisens zu geben und es dann, im Wassertrog kurz abgekühlt, dem Huf des Pferdes anzupassen. Wenn der Schmiedemeister guter Laune war, so schenkte er uns eine Handvoll Hammerschlag, das ist das beim Schmieden des Eisens in winzigen Blättchen und Splittern abfallende Eisenoxyd. Dass es ausgerechnet Eisenoxyd sei, das uns da geschenkt wurde, wussten wir allerdings nicht, dafür wussten wir umso besser, dass sich ein prächtiges Feuerwerk ergibt, ähnlich wie bei den Wunderkerzen des Weihnachtsbaumes, wenn man Hammerschlag gegen eine Kerzenflamme bläst. An der Planaterra hausten damals ausser dem Hufschmied noch andere Meister bereits erwähnten, heute kaum noch bekannten Handwerks, die einander in die Hand arbeiteten. Da war gleich hinter der ehemaligen Konditorei Ribi der Wagner, dessen Beruf im Volksmund als Krummhölzler bezeichnet wurde. War von ihm ein Rad aus Holz kunstgerecht zusammengesetzt, so wanderte es auf die andere Strassenseite hinüber zum Wagenschmied, wo der noch heisse eiserne Reifen angepasst wurde. Stimmte die Sache, so wurde das Rad in den im Hof befindlichen Brunnentrog gelegt, und der sich bei der Abkühlung zusammenziehende Reifen presste sich fest an das Holzrad. Beim Wagner und beim Schmied reparierte oder gar neugebaute Kutschen landeten sodann beim Sattler. Dessen Werkstatt befand sich im ehrwürdigen Capolschen Planaterrahaus, wo sich nun die Migros-Schule eingekauft hat. Hier entstanden die Wagenpolsterungen, überzogen mit Leder oder Plüsch, sowie Zaumzeug und Geschirr für die Pferde. Aber noch ein weiterer Beruf ist praktisch verschwunden, jener des Fuhrmanns, angestellt bei den Fuhrhaltereien Brügger, Kuoni, Jenny, Lyss-Jenatsch und wie sie alle geheissen haben. Hunderte von Pferden hausten in den noch zahlreichen Ställen der Stadt, denn nicht nur der private Fahrverkehr musste ganz mit Pferden abgewickelt werden, auch die Postkutschen brauchten Pferde, nicht zu vergessen die farbigen am Bahnhof stationierten Omnibusse der grösseren Hotels. Besonders an die Postkutschen aber knüpfen sich bei mir lebendige Erinnerungen. Hinter dem alten Postgebäude am Postplatz, das an der Stelle der heutigen Kantonalbank stand, war ein grosser gepflasterter Hof mit Zugang von der Grabenstrasse her. Namentlich zur Ferienzeit herrschte da ein Betrieb, den man sich damals nicht gesteigert denken konnte, da fuhren die Postkutschen für

die Personenbeförderung und die Fourgons mit dem Gepäck und den Postsendungen ein und aus, und die Pferde wieherten um die Wette. Da standen wir Buben oft stundenlang und bestaunten das Gewoge. Insbesondere die grossen sogenannten Achtplätzer-Kutschen waren ein stolzer Anblick. Hoch oben auf luftigem Bock sassen der Postillon und der Kondukteur. Letzterer in der blauen Pöstleruniform mit einer grossen silberglänzenden Plakette auf der linken Brustseite; nach meiner Erinnerung gehörte unbedingt noch ein Rauschebart dazu. In der Zeit vor dem Bau der Bahnlinien zählte man einen Harst von rund fünfzig solchen Postkondukteuren, alles bärenstarke stämmige Männer. Das mag einen Begriff vom Ausmass der damaligen Pferdepost geben. Für die Fahrgäste war bei den Achtplätzer-Kutschen vorne erhöht ein geschlossenes Coupé für zwei Personen, im Mitteltrakt mit aufklappbarem Verdeck sassen weitere vier, und hinten ein offener Aufbau für nochmals zwei Personen. Kein Wunder, dass ein so massives Gefährt auf unseren Bergstrassen fünf Zugpferde benötigte, und die Führung eines solchen Gespannes war eine Kunst für sich. Mir war ein einziges Mal eine Fahrt mit einer solchen Traum-Postkutsche vergönnt, von der Lenzerheide herunter nach Chur, und sie hat sich als eines der erinnerungswürdigsten Erlebnisse in mein Gedächtnis eingegraben. Als dann die Postkutschen durch das Auto abgelöst wurden, bestand in Chur vorübergehend ein Achtplätzer-Club. Da haben ein paar Mannen die Romantik der Postkutsche zu retten versucht, kauften eine der brotlos gewor-

Noch in unsern Knabenjahren war Alt-Chur eine ausgesprochene Gewerbler- und Händlerstadt. An allen Ecken fanden sich Metzgereien, Bäckereien, Schmitten, Sattler, Küfer und Lebensmittelläden. Es pulsierte in den Strassen ein eifriges Hin und Her, und viel Volk erfreute sich seines Daseins. Zu den auffälligsten Gestalten zählten die «Meister», altbestandene Handwerker, die das Leben von der gemütlichen Seite nahmen. Typische Vertreter dieser alten Generation waren die Gewerbler Fritz Reustle, Hans Bayer und Karl Storz, die sich zu ihrem Nachmittagsschoppen zu treffen pflegten, sich gegenseitig neckten und ihren ursprünglichen Humor zur Geltung brachten.

denen Achtplätzer-Kutschen und machten damit Ausfahrten, zumalen wenn in der Gegend irgend ein Fest stattfand. Oben auf dem Bock sass neben dem Kutscher Scherben-Emil und blies das Posthorn, mehr laut als schön. Mit bürgerlichem Namen hiess er Emil Färber, war Inhaber eines bestbekannten Geschirrladens in der Bankstrasse, trug das Herz auf dem rechten Fleck und betrachtete den Humor als Schwimmgürtel des Lebens. Leider bedeutete sein Tod auch das Ende des Achtplätzer-Clubs. Vermutlich waren der Unterhalt der mächtigen Kutsche und die jeweilige Miete von fünf geeigneten Zugpferden auf die Dauer ein zu teures Vergnügen, vielleicht auch war kein Kutscher mehr zu finden, der sich auf die Kunst verstand, einen Fünfspänner zu leiten. Das Färbersche Haus wurde um 1960 abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt. Es mag interessieren, dass Steinhauerarbeiten aus dem Abbruch des alten Bürgerhauses von Dr. Theo Hartmann erworben wurden und bei der stilgerechten Renovation seines Hauses am Martinsplatz, im Volksmund als Bener-Haus bekannt, an der hinteren Fassade Verwendung gefunden haben. Doch nach diesem Abweg zurück zu den weiter zurückliegenden Erinnerungen.

Wer in aller Welt käme wohl auf den Gedanken, dass durch das Aufkommen des Autos sogar in den Bäckereien ein dereinst wichtiges Erzeugnis ausgemerzt wurde, nämlich das Rossbrot? Ich vermute, dass dies ein dem heutigen Jungvolk unbekanntes Produkt ist, möglicherweise sogar der jungen Bäckergeneration. Es war ein im wesentlichen aus Grüsche und Hafer in flaschen runden Laiben ausgebackenes, sehr billiges Schwarzbrot, das in unvorstellbaren Mengen hergestellt wurde. Die Fuhrleute kauften es sackweise, Bauern und Fuhrhaltereien führten ganze Wagenladungen davon ab. Ich sehe noch das Bild vor mir, wie ein Fuhrmann mit dem Sackmesser dicke Scheiben von einem Rossbrot heruntersäbelt und es seinem Ross verfüttert. Ein altes zahnloses Mütterchen hat mir einmal geklagt: «Ach, dass ich doch noch beissen könnte, ich würde mich gerne mit Rossbrot begnügen.» Ich habe, es ist schon einige Zeit her, bei Leuten meines Alters etwas herumgehorcht, und da hat mir eine erstaunliche Zahl in Ehren alt Gewordener, und zwar beiderlei Geschlechts, in froher Erinnerung gestanden, dass sie in jungen Jahren bei den Fuhrhaltereien Rossbrot gemaust hätten, und es habe prima geschmeckt. Es ist die alte Geschichte von den gestohlenen Früchten. Aber noch etwas anderes wurde den Pferden als Leckerbissen verfüttert, das nun aus der Mode gekommen ist, nämlich Johannisbrot. Es ist die getrocknete Schote einer in den Mittelmeerländern beheimateten Hülsenfrucht. Das dunkle, fast schwarze Johannisbrot hat ein sehr süsses Fruchtfleisch und dazwischen steinharte Kerne von der Grösse einer Erbse. Zur Kinderzeit war es für uns eine beliebte Nascherei und dazu sicher noch gesund, im Gegensatz zu modernen Lekkereien. Wir zahlten im Einzelkauf pro Schote einen Rappen. Als zu Beginn des ersten Weltkrieges die Ställe Churs vom Train requiriert wurden, war bald alles Johannisbrot aufgekauft und verschwunden. Vielleicht interessiert es den geneigten Leser, dass der harte getrocknete Kern des Johannisbrotes – so nebenbei bemerkt – Karat genannt wird und einst als orientalisches Gewicht für Gold und Juwelen diente.

Johannisbrot erinnert an Johannisfest, hat aber nichts damit zu tun. Johannisfest oder Mittsommerfest ist das alte Fest der Sommer-Sonnenwende und des eigentlichen Sommerbeginns. Es ist die Zeit der Holderblüte, darum auch singt Hans Sachs in den «Meistersingern» von Richard Wagner in der Dämmerung der Johannisnacht vor seiner Werkstatt: «Wie duftet doch der Flieder!» Dabei ist mit Flieder der Holunder gemeint, denn am Johannistag hat der eigentliche Flieder schon längst ausgeblüht. Und so ist denn auch der früher zu Recht hochgeschätzte schweiss- und urintreibende Fliedertee ein Tee aus gedörrten Holderblüten. Der schwarze Holder, sambucus nigra ist sein stolzer lateinischer Name, blüht also erst im Frühsommer und ist doch schon im Spätsommer reif. Die frischen Blütendolden des Holders kann man in Omelettenteig backen, so wie

Apfel- oder Salbeiküchlein. Seit meiner Kindheit ist mir solches nicht mehr auf den Tisch gekommen. Und dann fabrizierte die Mutter auch den wunderbaren Holderchampagner, der nun durch die diversen Süsswässerlein ausgestochen worden ist, obwohl er in Sachen Aroma alle weit in den Schatten stellt. Da wurde Holderblüten mit Zucker und etwas Zitronensäure einige Tage in Wasser angesetzt und die Flüssigkeit dann in drucksichere Flaschen abgesiebt. Die Korkpfropfen der Flaschen müssen mit Drahtverschluss gesichert sein, ansonst jagt es den Korken bombensicher nach einiger Zeit hinaus. Soviel über die Blüten des Holders, aber erst seine reifen Beeren! Im Spätsommer ist der Holderbusch mit schwarzen Beerendolden reich behangen, aber niemanden scheint es danach zu gelüsten, kaum dass Amseln und Drosseln sich darum kümmern. Ich denke an das Holdermus vergangener Zeit, oder an den Holderprägel mit seiner Mehlschweitze, analog dem Chriesiprägel. Auch wurde Holdermus zwecks Konservierung in Flaschen abgefüllt. Aber es ist ein etwas gefährliches Unterfangen, die Sache gerät leicht in Gärung, und dann Gott erbarm! Ich habe es erlebt, dass eine Batterie solcher Flaschen auf dem Küchentisch über Nacht explodierte, mit senkrechter Schussrichtung gegen die eine Woche zuvor frisch getünchte Decke.

Das Beste aller guten Dinge aber ist doch die gute alte Holderlatwerge. Ich habe es wieder einmal durchgesetzt, dass mir Holderlatwerge nach Nanas Art gemacht wurde. Die abgezupften Beeren werden mit ganz wenig Wasser etwas aufgekocht, dann ausgepresst. Der so gewonnene Saft wird auf kleinem Feuer so lange gesotten, bis er zur Hälfte eingedickt ist. Bei ursprünglich vier Liter Saft dauert das ungefähr vier Stunden. Der nun schon recht dickflüssige Saft wird pro Liter mit einem Kilo Zucker vermengt. Früher musste es unbedingt Stockzukker sein, aber es geht auch mit gewöhnlichem Griesszucker. Und nun wird weitergekocht, mindestens noch eine Stunde, bis der Sud zähflüssig ist wie aufgewärmter Bienenhonig. Was resultiert, ist die herrliche Holderlatwerge, welche auf Butterbrot besser schmeckt als jede beliebige Konfitüre. Aber noch mehr: wenn man Halsweh hatte, so bekam man von der Mutter mit warmer Butter vermischte Holderlatwerge. Es war direkt eine Freude, Halsweh zu haben, und man klagte schon beim geringsten Hustenreiz, oder auch aufs Geratewohl. Fast hätte ich eine weitere Verwendungsmöglichkeit der Holderbeeren vergessen. Man kann nämlich aus diesen schwarzen Beeren einen Sirup bereiten, so wie beispielsweise aus Himbeeren. Wobei aber dem Holdersirup wahre Wunderkraft als Hustenstiller nachgerühmt wurde, und wenn man Holdersirup zur Hand hatte, wurde der Husten direkt zum Freudenspender.

Ausser dem schwarzen gibt es auch einen roten Holunder, aber im Gegensatz zum schwarzen Bruder, dessen Fruchtstand eine flache Dolde darstellt, sind seine tiefroten Beeren in kompakte Kugeln zusammengeballt. Er bevorzugt erhöhte Lagen, etwa um Maiensässhütten herum und ist in der Talsohle kaum anzutreffen. Die rote Holderbeere ist bedeutend herber als die schwarze, und meines Wissens kann sie nur zur Konfitürenbereitung verwendet werden. Man drückt aus den in etwas Wasser aufgekochten Beeren mittels eines Tuches oder einer Früchtepresse den Saft aus und macht daraus in üblicher Weise einen Gelee. Durch langes Kochen kann der herbe Geschmack erheblich herabgemindert werden, und diese Konfitüre wird dann von Kennern mit Recht geschätzt. Man kann auch die nicht bei jedermann beliebte Süsse des Himbeergelees durch Beigabe von rotem Holder herabsetzen. Womit wir bei den Himbeeren angelangt sind. Als Bewohner der Altstadt konnten wir solche nicht einfach im Garten gewinnen. Schon im Frühsommer wurde anlässlich von Ausflügen und Bergtouren ausgekundschaftet, wo in nicht allzugrosser Entfernung von Chur Stellen mit voraussichtlich lohnender Ausbeute von wilden Himbeeren anzutreffen wären. Solche befanden sich im allgemeinen an ausgeforsteten sonnigen Berghängen. Gar oftmals bin ich dann zusammen mit Kameraden am Samstag-Abend losgezogen. Wir übernachteten im Heustall irgend eines Maiensässes, und wenn For-

tuna uns wohlgesinnt war, konnte jeder am Sonntag-Abend zwei mit Himbeeren gefüllte Fünfliterkesseli heimbringen. Als erfolgreiche Ziele solcher Expeditionen sind mir Juchs, Kunkels und ein Hang bei Thusis in Erinnerung. Für die Gewinnung von Heidelbeeren kamen die Malixer Alpen und die Waldgrenze von Obersaxen in Frage. Auch an eine sehr ausgiebige Ernte am Fanaserberg in der Nähe von Schuders kann ich mich erinnern.

Nun aber noch ein wichtiges Traktandum, die Sommerferien nämlich. Wie stand es um diese segensreiche Institution vor achtzig Jahren? Ferienkolonien für Churer Schulkinder bestanden bereits, weitgehend gefördert durch den Gönner und Wohltäter Hermann Herold. Väter, die es hatten und vermochten, mieteten für die Familie eine einfache Ferienwohnung oder eine Berghütte in einem der Bündner Täler, meistens aber nicht für die ganze Zeit der zwei Monate dauernden Schulferien. Die Idee einer Reise ins Ausland, gar ans Meer, hätte als Utopie gegolten. Es gab in Chur noch keine Reisebüros, und wenn überhaupt eine grössere Reise geplant wurde, dann per Bahn, Fluggesellschaften existierten ja auch noch nicht. Doch auch in Chur konnte man schöne und abwechslungsreiche Ferientage verbringen, mir wenigstens war dies vergönnt. Es bedarf dies allerdings einer ausholenden Erklärung. Zu meiner Jugendzeit wurde die Milch für den Haushalt noch direkt vom Bauern bezogen und von ihm selbst oder von einer Hilfskraft ins Haus gebracht, natürlich nicht bis in die Wohnung. Man stellte ein Kesselchen in den Hausflur und notierte die gewünschte Quantität auf eine Stückchen Papier, in welches das nötige Kleingeld eingewikkelt wurde. Nun war es eine Art ungeschriebenes Gesetz, dass Buben der Milchkunden an freien Tagen und zur Ferienzeit zum Bauern gingen, um dort auszuhelfen, jeder nach Lust und Können. Daher kommt es auch, dass ich in landwirtschaftlichen Arbeiten ziemlich bewandert bin, was mir je länger je mehr zugute kommt. Taglohn in Bargeld gab es nicht, doch durfte man gegen Abend einen Henkelkorb mit den «Früchten der Saison» anfüllen und nach Hause tragen. Im Hochsommer waren es unter anderem frisch vom Baum geschüttelte Heubirli und süsse Palögli. Doch trotz solcher aktiven Mitarbeit konnte der Bauer zur Sommerszeit nicht alle Arbeit bewältigen, insbesondere hätte er die Baumfrüchte nicht alle einbringen können. So bestand die Sitte, dass man diese auf dem Baume kaufte, also gewissermassen einen Baum mietete, mit der Auflage, die Ernte zu besorgen. Besonders tief eingegraben in meiner Erinnerung hat sich ein Kirschbaum mit wahrhaft paradiesischem Früchtesegen, den sich mein Vater einmal schon im Frühling von unserem Milchbauern reservieren liess. Er stand etwa eine halbe Wegstunde ausserhalb der Stadt, dieser Kirschbaum mit mächtigem Stamme und grosser, Schatten spendender Krone. Schon lange bevor die Kirschen reif waren, pilgerten wir regelmässig zu ihm hin, um den Fortgang des Reifeprozesses zu kontrollieren und um Vogelschreck, so da sind bunte Tücher und im Wind klappernde Blechbüchsen, an die Äste zu hängen. Endlich war es so weit, dass der nächste Sonntag als erster Erntetag in Aussicht genommen werden konnte. Die Jungmannschaft der Familie zog am sonntäglichen Morgen ziemlich früh mit einem kleinen Leiterwagen los, darauf als Hauptlast ein vorläufig leerer grosser Wäschekorb. Das Elternpaar folgte etwas später, und zwar trotz beabsichtigter Kirschenpflückerei in sonntäglicher Gewandung. Denn man konnte ja unterwegs irgendeinem Bekannten begegnen, und wie schnell käme man ins Gerede der Leute, wenn man am Sonntag in einer werktäglichen oder gar arbeitsmässigen Kleidung gesehen würde. Beim Kirschbaum angekommen, breitete Mutter im Schatten der mächtigen Krone ein grosses Tuch auf dem Boden aus, damit man sich niedersetzen könne, ohne dass die Kleidung die gefürchteten Grasflecken abbekomme. Der Bauer hatte eine lange Leiter bereit gelegt, mit vereinten Kräften wurde sie aufgerichtet und in den Baum gelehnt. Vater richtete noch einige mahnende Worte an uns, dass das Pflükken von Kirschen nicht ganz ungefährlich sei, immer wieder lese man in der Zeitung von Unglücksfällen, die sich dabei ereignet hätten.

Unsere Kirschenernte ging aber sturzfrei vor sich. Der Wäschekorb war schliesslich gehäuft voll, und nach der Rückkehr ergab sich zu Hause natürlich das Problem der Verwertung. Voerst wurden Verwandte, Freunde und Bekannte reichlich mit Kirschen beschenkt. Der eigene Speisezettel war auf Tage hinaus auf Kirschen eingestellt. Am Mittag zum Dessert frische Kirschen oder Kirschenkompott oder Kirschenkuchen mit Schokolade, zum Marend normaler Kirschenkuchen oder Griesskuchen mit Kirschen, und zum Abendessen Chriesiprägel mit Mehlschweize oder Chriesitatsch, das ist Omelettenteig mit eingebackenen Kirschen, alles nachzulesen in alten, noch währschaften Kochbüchern. Daneben galt es, möglichst viel von diesem Obstsegen für die Winterszeit zu konservieren. Hiefür kam dörren, sterilisieren und einkochen in Frage, Tiefkühltruhen gab es ja noch keine. Zwecks Einkochen zu Konfitüre mussten die entstielten Kirschen noch entsteint werden, was am einfachsten mit Hilfe einer Haarnadel erfolgte. Die Kirschensteine wurden nicht etwa als Abfall angesehen und weggeworfen, sondern in heissem Wasser gewaschen und getrocknet. Sie dienten dann zur Füllung von Chriesisäcken, jenen der Vergangenheit angehörenden Bettwärmern des Winters, im Vergleich zu welchen elektrische Heizkissen nur ein trauriges Surrogat darstellen.

Mein Vater war ein leidenschaftlicher Fischer. Und zwar bezog sich diese Leidenschaft weniger auf das Fischen selbst als auf die Vorbereitungen dazu. Er fabrizierte nämlich mancherlei der zum Angeln nötigen Utensilien selbst, so künstliche mit Angel versehene Fliegen aus dunkeln und farbigen Vogelfedern, sowie sogenannte Spinner und Löffelchen aus blinkendem Blech und sogar Patronenhülsen. Seine Expeditionen an das Rheinufer oder zu den Gestaden eines Sees dienten dann hauptsächlich der Erprobung seiner neuesten Erfindungen an Fischlockmitteln. Ich selbst war am Fischfang höchst mässig interessiert, begleitete den Vater aber doch ab und zu an den Rhein, um im Ufergeröll Steine mit Einschluss von schönem Katzengold zu suchen. Der offizielle Name ist Schwefelkies oder Pyrit. Es ist ein Mineral aus der Ordnung der Sulfuride, das sich bei uns als in Schieferpollen eingeschlossene goldgelbe kleine Kristalle von Würfelform vorfindet. Noch heute erinnert mich Katzengold in meiner dürftigen ins Alter hinübergeretteten Mineraliensammlung an sonnige Jugendtage am Churer Rhein.

Es blühen noch die Rosen,
doch bald die Herbstzeitlosen.

Bündner Holz seit über 100 Jahren

Bauen ohne Ärger
mit Holz
von Jakob Berger

JAKOB BERGER AG
Sägerei - Hobelwerk - Holzhandlung

Seewis-Station	Jenaz	Klosters	Grüsch
Tel. 081 52 14 33	081 54 12 69	083 4 31 31	081 52 22 77
Fax 081 52 19 59			